

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 7 (1903)

Artikel: Der Pfarrherr von Villa : eine Geschichte aus dem Val Bedretto
Autor: Matthey, Maja
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-575503>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Ermatinger Fischer. Nach Zeichnung von Hans Meyer-Cassel.

Der Pfarrherr von Villa.

Eine Geschichte aus dem Val Bedretto.

Von Maja Matthey, Ravechia.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

IV.

Schäumend stob die Cristallina an der Alp vorbei. Ihr Gesicht neigte die grünen Gräser und Kräuter, kaum befreit von der lastenden Wucht des letzten Schnees. In kleinen Gerieseln schossen die Bächlein den Abhang hinab, rasteten, wo eine Ebullition des Bodens kurzen Aufenthalt gestattete, und bildeten über dem grünen Kraut durchsichtige klare Tümpel, in denen sich der Himmel badete — das Endlose in den engen Grenzen eines herzgroßen Sees.

Alle Lebenswunder streckten in schlichter Einfalt ihre Köpfchen in die segnende Bläue. Unter ihnen lag das raurende Dunkel hundertjähriger Tannenkönige, die hochgestreckt und breitästig ihre scharfen Nadel Dolche zum Himmel zückten. In ihrer großen Ruhe standen sie da wie feiernde Heerführer, denen der Bart unbeschnitten von der Brust herab zu den Knien wächst. Die Größern unter dem jungen Nachwuchs reichten ihnen eben bis zu den Hüften.

Was sich sonst an Gestrupp und Gesträuch am Boden breit machte, achtete das braune, harzdüstende Stachelfell, das die Riesen aus eigenen Nadeln um ihre Wurzeln geworfen hatten.

Ein Stier brüllte in die Alpstille.

Kuhglocken hallten aus jeder Bodenwelle, ab und zu erhob sich die breite Stirn eines Kindes, ein paar schwarze, fromme Augen schweiften über die grünen Matten der Alp Cristallina.

In den hohen Tannenwipfeln regte sich das Kriegsblut. Ihre feinen Läster hatten Sturm gewittert. Nun fingen sie den Gesellen, wiegten ihn hin und her auf den Spitzen ihrer Nadeln und schleuderten ihn zurück in die zitternde Luft.

Wie ein geschlagener Ball flog der Sturm zurück, schöpfte eine Sekunde Atem und versuchte spielend wie ein vertrauter Liebster den Nachwuchs der Tannen um den Leib zu fassen.

Zornig breiteten die Alten ihre Äste aus und ließen ihre Dolche die Luft durchschneiden.

Da schnellte der Sturm zum Himmel zurück, fuhr durch die blaue Luft und pfiff nach Ost und West und Nord und Süd, bis sich Wolken mit fliegenden Haaren an seine Arme hingen.

Nun kam er heran, heulend und fauchend.

Das junge Holz bebte in Angst.

Unwillig schüttelten die Königstannen ihre hundertjährigen Häupter.

Da zauste er sie an den langen Bärten.

Wie Fähnen flatterten die ehrwürdigen Abzeichen des Alters hin und her.

Die hohen Tannen rauschten im Zorn und stemmten sich gegen den zudringlichen Gesellen, daß er von neuem knurrend abfuhr.

Die Alp wagte nicht aufzuatmen.

Angstlich brüllte der Stier nach seiner Herde.

Der Sturm war zu den Schneebergen geslogen und

schmeichelte dem ewigen Eis seinen frostigen Atem ab. Als er sich vollgesogen hatte an der erstarrenden Kälte, stahl er der Sonne ein Stückchen Glut und warf es dem ewigen Schnee in den Nacken, daß sich eine weiße Säule stiebender Flocken knirschend aufbäumte.

Lachend brauste der Sturm davon.

In der Nähe der Alp legte er sich auf den Boden und kroch auf dem Bauch vorwärts, bis er kreischend die Tannen an ihren Wurzeln umschlungen hielt. An ihren schlanken Stämmen ringelte er sich in die Höhe und bog sie mit den Kronen zur Erde.

Todesnot rauschte durch das Gehölz.

Selbst die hunderjährigen erschauerten vor dem tödlichen Feind.

„Hi hi hi hu h i hu h i hi hi!“ schrie der Sturm und riß einen Stamm aus dem Erdreich. Der streckte die braunen Wurzeln jammernd empor und dornte hin — — —

Keuchend kämpfte sich der Pfarrer von Villa empor. Die letzte Bodenwelle war endlich überwunden.

Aus wettergrauem Holz lag die Alpstätte vor ihm. Neugierig streckte das Vieh die Hälse.

Besucher gab es selten auf der einsamen Alp, und der Pfarrer kam auch nur einmal im Jahr heraus, den Alpsegen zu sprechen über Weide und Vieh.

„Es ist spät geworden, Maria,“ sprach er zu dem hervortretenden Mädchen. „Die stürzenden Bäume haben mir fast den Weg verlegt.“

Er folgte den einladenden Worten des Mädchens in die Stube und harzte, bis es zurückkam mit einem Becklein erfrischender Milch für den Gast.

Der Raum war klein und niedrig und ruhte auf starken, harten Holzpfilern, die tief in den Alpboden eingerammt waren.

Ein Duft von Arbeit wogte in ihm.

In den Ecken kauerte die Einsamkeit und ließ die Tritte des Mädchens tönen wiederhallen, als es aus dem Keller emporstieg.

Mit freundlichen Blicken bot Maria ihm die Ladung.

Ein ihm neues Gefühl verwirrte ihn so, daß es ihm schwer wurde, ihr artige Worte zu sagen.

Die Stille der Alp hatte einen nachdenklichen Zug um des Mädchens Mund gewoben und in ihren Augen eine eigene Melancholie entzündet, wie sie den Blick der Waldtiere kennzeichnet.

„Was läßt dich doch so schwer am Leben tragen?“ fragt er endlich. Keine Linie war ihm entgangen in ihrem Antlitz. Zwar war er kein Kündiger in den zarten Gespinsten, die das Menschenherz eigenmächtig uns ins Gesicht prägt, und kein Meister, der mit der Kenntnis geizt oder sie verleugnet, wo sie die Ruhe der Seele kosten kann. Die Augen des Mädchens irgten hilflos durch den Raum. Sie wußte nicht, was sie ihm

antworten sollte. Die Einsamkeit, in der sie beide atmeten, machte sie scheu und bedrückt. Eine wunderbare Süßigkeit lag über der Trostigen. Der Pfarrer zitterte bei ihrem Anblick. Seine Finger krampften sich fest in das priesterliche Gewand, als wollte er mit diesen willigen Dienern die Gedanken abwehren, die warm und sommerlich aus seinem Herzen emporquollen.

Pfeifend fuhr der Sturm um die Hütte. Jeder Zutritt war ihm verwehrt mit Riegel und Stangen. Ein Fenster nur bewegte sich bei seinem Anprall. Da stieß er es auf mit klirrendem Gepolter. In der Stube stand er eine Weile still und freute sich des gelungenen Streiches. Bald packte ihn die Lust zu neuen Taten.

Fest standen die schweren Stühle am Boden, und der Tisch war eingeklemmt in die Diele.

Schon wollte er fauchend wieder hinausfahren. Da sah er das goldene Krönlein des heiligen Rochus blinken. Mit kräftigem Rück warf er die Figur aus ihrer Nische, in der sie den Anschein einer künstlichen Größe hatte. Aufgeschreckt legte Maria den eisernen Haken vor das Fenster. Mit gebrochenem Arm lag der Heilige am Boden. Er hatte manchen weichen Zug in dem Mädchen hervorgeholt mit seiner stummen Gebrechlichkeit und war ihr ein freundlicher Tröster gewesen.

Mit den Blumen der Alp hatte sie ihn jeden Tag geschmückt, und das Krüglein mit dem geweihten Wasser hatte blank gepuft neben ihm gestanden.

Sein Mißgeschick erzürnte sie. Sein duldendes, deßmütiges Antlitz vermochte die warme Herzlichkeit, mit der sie ihn auf dem Markt erstanden hatte, nicht länger zu fesseln.

„Laßt ihn!“ sprach sie zum Pfarrer, der die Holzsplitter zusammenfügen wollte.

Der raffte sich auf aus seiner drückenden Unentschlossenheit, leerte das Becklein mit Milch und segnete die Hütte und ihre Gaben.

Maria begleitete ihn zur Tür hinaus in eine der vielen Mulden der Alp. Dort blökte das Jungvieh. Noch verschüchtert vom vorbeigerasten Sturm standen sie mit den ältern Tieren in einem Rudel zusammen. Abseits bohrte der Stier seine Hörner in den Grund. Auf Marias lockenden Zuruf hob er den krausen Kopf und stellte sich in die blaue Luft, ein Bild königlicher Wildheit.

Der Pfarrer segnete die Herde mit eintöniger, rasselnder Kirchenstimme. Die Gewohnheit erleichterte ihm zu tun, was seines Amtes war.

Der Bauer war in ihm aufgewacht. Das süße Weib neben ihm, die verlassene Geliebte seiner Kindertage verwirrte seine Gedanken.

Laut und drängend schlug ihm das Herz gegen den Priesterrock.

„Maria!“ ächzte er auf, wie einer, über den die Leidenschaft mäfflos hereinbricht, den sie füllt mit fremden Angst- und Lustgefühlen. Aber die ängstliche, hingebende Maria schief bei den Splittern des Heiligen.

„Ihr habt es so gewollt!“ antwortete sie ihm hart und ging in ihre Hütte zurück.

Den Pfarrer durchzuckte eine rasende Not. Als das Mädchen gegangen, war er allein. Nur das Vieh weide um ihn her.

„Maria!“ rief er noch einmal heiser. Keine Antwort kam.

Mit seinen Händen wühlte er den Boden auf und schleuderte die Nasenstücke weit fort den Abhang hinunter.

Aus dem Tal klang das Besperglöcklein herauf. Da sanken dem Pfarrer die Hände. Mit wankenden Knieen richtete er sich auf und schlich an dem Hause der Maria vorbei, abwärts dem Dorf zu.

Das Mädchen sah seiner schwankenden Gestalt nach. Bald entzog ihr die Unebenheit des Bodens den Blick. Schluchzend barg sie das Gesicht zwischen den Fingern. Die rollenden Tränen wischten alles Trübe fort aus ihrer Seele.

Wo die Ewigkeit in blauem Schweigen makellos die einzige Gefährtin ist, da wachsen die Seelen über sich hinaus. Nur bekleidet mit der schlichten, gefunden Einfachheit des Vollsinnes wird ihr Wachstum durch keine falsche Vorstellung gehemmt.

Das Mädchen stand auf, las die Splitter des Kochus zusammen und warf das Holz in die Glut des offenen Feuers. Für Augenblicke lohte eine rote Flamengloriole um den Märtyrer und ließ ihn jung und schön und stark erscheinen. Maria merkte, daß sie ihn geliebt und bemitleidet hatte um des Pfarrers willen. Bald fiel das morsche Holz knisternd zusammen. Das Mädchen ließ das Brunnlein der Tränen rinnen.

Es ist ein heilender Segen, wenn die Augen um verlorenes Gut weinen können.

Die ganze Nacht blieb sie vor dem Herdfeuer sitzen. Nach und nach verloß es und nahm sich traurig aus wie ein offenes Grab in der vom Mondlicht beschienenen Stube.

Sie hielt Totenwacht bei einer Liebe, der sie nur gedenken durfte, wie man einer Abgestorbenen sich erinnert. Es war süß zu träumen und zu weinen und den Schlag des lebendigen Herzens zu fühlen, das warm und heischend in die unirdischen Gedanken hineinpachte und das Bewußtsein gab von Glück und Ueberwinden. Ein schwaches Lächeln umspielte ihre Lippen, als sie zurückdachte an die ungeschickte Gewalt seiner Leidenschaft. Es war das gütige, nachsichtige Lächeln des Weibes, das verziehen hat.

Die Nacht näherte sich dem Morgen. Ihre Tränen waren versieg. Den letzten feuchten Glanz in ihren Augen verzehrten die warmen stummen Funken, die mit dem Nahen des Tages aus ihrem Herzen aufstiegen und sie zum ersten Mal die Einsamkeit empfinden ließen.

Das rote Sonnenlicht fiel brennend zum Fenster herein und scheuchte den fahlen Mondglanz mitamt den Gespenstern der Nacht aus Ecken und Nischen.

Die ganze Alp glühte im Feuer des jungen Lichtes. Von den Firnen floß es wie Purpur hernieder und wiegte sich zärtlich über den kleinen bleifarbenen Wasserspiegeln, daß sie aufblitzten wie geschliffene Granaten. Es leuchtete wieder in Busch und Strauch und breite einen scharlachroten Flor über das tauglichernde Gras.

Das Mädchen schüttelte die Müdigkeit der schlaflosen Stunden fort wie losen Staub. Fest und kräftig trat sie in den jungen Morgen und ließ sich willig von ihm die schwere Arbeit des Tages auf die Arme legen. Das junge Licht funkelte und drängte sich vor bis in die ewige Finsternis der Abgründe. In ihnen begann es sich zu regen. Dämpfe stiegen empor, weiß und wallend, und grüßten den Tag mit dem kühlen Atem nachtentstiegener Träume.

V.

Duft von trocknendem Gras erfüllte das ganze Tal. Gleich riesenhaften Mohnblüten leuchteten die Kopftücher der Weiber hinter den Heuhaufen hervor.

Die eifrigen Bungen hatten Raft gemacht vor dem großen Ernst, mit dem die letzte Gabe des Landes geborgen werden sollte.

Barfüßig ließen die Jünglinge die Anhöhen hinab und beugten den gebräunten Macken vor den emsigen Schnitterinnen. Willig ließen sie sich eine Bürde Heu aufladen, jedesmal einen ganzen Zentner und schleppten ihn sorgsam den Abhang hinauf zu den bergenden Scheunen. Mit aufgesperrtem Rachen standen die Schöpfe da und verschlangen Fuder um Fuder in unersättlicher Gier.

Die kleinen Ortschaften waren fast leer. Ein paar spielende Kinder patschten im Brunnentrog. Der breschaste Matteo wanderte hin und her. Wohl war sein Macken zu schwach für eine Last des duftenden Segens. Seine Finger waren immerhin feinfühlig genug, um die Ernte zu prüfen. Schmerzlich zuckte es um seinen Mund, als das trockene Gras zwischen seinen Fingerspitzen knisterte. Die Fieberhitze hatte ihn auch ausgedörrt und nutzlos dazu gemacht. Ihm war das Leben ein Jammer geworden.

„He, Matteo,“ leuchte ihm der Toni entgegen unter einer Last des dünnen Grases, „der Sommer ist dem Bauern ein freigebiger Herr, das wird ein Fest geben das Jahr für den neuen Kochus!“

Die Worte des Burschen verklangen an der stillen Melancholie des Kranken. Er sah dem Ansteigenden nach mit ausgebrannten Augen und setzte sich nieder in ein sonniges Plätzchen. Von dort aus übersah er alle Schaffenden. Unter ihnen rauschte der Tessin in brausenden Tönen. Es waren gewaltige, übermenschliche Klänge, die bald in jauchzenden Akorden, bald in gellenden Schreien die große Symphonie der Lebensorgel zu den ewigen Felsen schmetterten. Auch in das vergängliche Gras drangen ihre Stimmen. Das war immer das gleiche gewaltige Rauschen tausend und tausend Jahre frühling- und sommerlang. Der Kranke fuhr zusammen, als er den Tönen lauschte. Jung und trozig und wild war er gewesen.

Morgen war das Fest des Talheiligen. Da kamen heim, die in der Fremde rangen um den Neberfluss des Reichtums. Über den Ozean kamen sie heim, eine kurze Zeit das städtische Kleid zu vertauschen mit dem Kittel des Bauern. Aus den großen Städten zogen sie scharenweise heran, ließen ihren Stolz und ihre Laster in den dumpfen Mauern und wurden wieder, was ihre Eltern gewesen, Bauern und Brüder untereinander.

Die Bergheimat fesselt die Leute ein Leben lang und vererbt ihre Sehnsucht von Kind zu Kind. Das mag wohl das Geheimnis ihrer Stärke sein. Jedes Jahr kommen sie, sich wieder frei und jung trinken an dem heimatlichen Quell der scharfen Firnenluft.

Der Matteo fuhr sich über die Augen. Sein gebrechlicher Leib konnte dieses Jahr den Heimkommen den nicht den Willkomm entgegenbringen. Er war ein Krüppel geworden vor der Zeit und einer, an dem die Schmerzen fraßen, den sie gallig und unwirsch machten, wo er gern zärtliche Worte gefunden hätte. Sein Gesicht verzerrte sich. Er stieß einen zornigen Fluch in das Losen des Wassers.

Die Stimme des Geplagten traf das Ohr des vorbegehenden Pfarrers. Eilfertig bog er von der Straße ab zum Sitz des Matteo und legte diesem die Hand auf die Schulter. Der Kranke zuckte zusammen. Sein armer Körper duckte sich, als er das schwarze Kleid des Geistlichen gewahrte, wie das Tier unter der richtenden Gewalt seines Meisters.

„Es ist noch nicht an dem, nein, noch nicht, Pfarrer!“ sprach er mit unsicherer Stimme. „Ich muß noch die Heimkehrenden begrüßen — ja, und ich werde noch gesund sein.“

In ihm kämpfte die Lebensliebe gegen den Schmerz an, der ein Ende herbeisehnte.

Der Pfarrer sah, wie sich der Körper wand unter Qualen. Hilfesuchend starre ihn das Auge des Gequälerten an.

Das Leben siegte. Der schlimme Anfall ließ nach,

und befreit hob Matteo die schweißfeuchte Stirn. „Es ist wieder für einmal vorüber!“

Dankbaren Blickes nahm er Abschied von dem geschäftigen Sommertreiben und ging, auf den Arm des Pfarrherrn gestützt, in seine Hütte.

Auf der Anhöhe standen Maria und Toni, der Schreiner. Der Pfarrer fuhr bei ihrem Anblick zusammen. Es fiel ihm schwer, den Gruß der beiden zu erwidern. Der Kranke an seiner Seite erforderte eine sorgsame Führung. Das half ihm über die ärgste Not hinweg. Blendend fiel die Sonne in die Hütte des Matteo.

Anna, die Lehrerin, wischte flink den Staub vom braunen Holzstuhl und rückte ihn zurecht für den Gast.

Wasserklar glänzte der Enzian in dem Schnapsgläschen. „Auf Eure Genesung, Matteo!“

Mit zitternden Händen leerte er das Glas.

„Herr, Ihr seid zu streng mit Euch. Eure Lippen sind weiß, und in den Augen habt Ihr ein fiebrisches Licht.“

Prüfend sah der Kranke den Geistlichen an.

„Das Wohl der Seele ist ein besser Ding als das des Leibes.“

Es war ein barscher und verweisender Ton, mit dem der Pfarrer den Kranken beschied. Eingeschüchtert nickte Matteo. Er hoffte ja auch für die Plagen seines Leibes sich einen ewigen Trost zu erwerben. Eine Weile beschäftigten ihn diese frommen Meditationen. Aber das Leben stürmte aufs neue gegen ihn an.

Der Duft von Heu und Sonne flutete durch die offene Haustür.

„Noch einmal jung sein können und gesund!“

Seine abgemagerten Finger strichen durch den spärlichen Haarwuchs. Ein scheues Glänzen huschte über sein Gesicht.

Anna, die Lehrerin, kam herein und zupfte den Vater am Ärmel. Sie wollte ihn warnen vor allzu verwegenen Wünschen. Er schob sie beiseite und wiederholte noch einmal mit lauter Stimme: „Noch einmal jung sein!“

Der Pfarrer gab sich einen Ruck. Die Blässe wich von seinem Antlitz.

„Laßt Euch genügen, Matteo, und denkt an das Ende!“

Mit rauhem Gruß schritt er an dem Zusammen sinkenden vorbei. Am Wegrand standen Toni, der Schreiner, und die Maria noch immer plaudernd beisammen.

Den Einsamen schüttelte ein Grauen vor all dem Glanz und Duft. Eiligen Schrittes hastete er in die Kühle der Kirche. Dumpfer Weihrauchgeruch verdrängte den Lebensatem von der Schwelle des stillen Hauses.



Ermatinger Fischer. Bildnisstudie von Hans Meyer-Cassel.

Die Sonne strahlte allein durch die düsterroten Kirchenfenster und tauchte das Innere des Heiligtums in eine sanfte Glut.

Der Pfarrer sank vor dem Bild des Gekreuzigten in die Knie. Seine Nägel gruben sich ein in das Fleisch der gefalteten Hände. Mit aller Inbrunst seiner Seele murmelte er das Gebet des Sohnes und ließ nicht nach

und murmelte es immer wieder, daß es klang wie das Fallen eines Landregens. Ohne Anfang und Ende verschlang ein Wort das andere. Seine Andacht stammelte eine einzige Bitte mit hingebender Gewalt: „Erlöse uns von aller Schuld!“

Der Tag schritt vor.

Immer weiter flehte der junge Pfarrer. Sein Ge-

hirn, das die gleichen Gedanken allzuoft wiederholen mußte, wurde von Schmerzen durchbohrt.

Er versuchte sich aufzurichten.

Taumelnd wie ein Trunkener mußte er sich halten an den kostbaren Stoffen, die brokatgestickt von dem Altar in reicher Pracht herniederfielen.

Der große Glanz der Kirche legte sich ihm schwer aufs Gemüt. Der Marmor glänzte, von Gold durchzogen, an Wänden und Altarstufen. Reich geschnitten in

zierlichen Windungen hob sich das kostbare Holz der Kanzel in die gedämpfte Tageshelle. In spärlich besetzten Gewändern standen die Heiligen auf bronzenen Sockeln und blickten fremd auf den hilfesuchenden Menschen herab. Ein guldernes Kettlein mit einem roten, nüßgroßen Rubin schläng sich um den wachsweissen Hals der Gottesmutter. In blinkendem Silberbehälter brannte das ewige Licht.

(Fortsetzung folgt).

Zu den beiden Usteribildern.

1. Kaiser Karl der Große hatte dem frommen burgundischen Priester Theodolus das Bistum Wallis verliehen. Als sich der Bischof in Rom einfand, schenkte ihm Papst Leo III. nach der Legende eine große Glocke. Theodul hatte den Teufel zwingen können, ihn aus dem Wallis nach Rom vor des Papstes Zimmer durch die Lüfte zu tragen. Das Gleiche gelang ihm für die Rückreise: der Teufel trug den frommen Mann auch wieder zurück, diesmal hoch oben auf der ihm geschenkten Glocke. Diese Legende ist im Wallis wohlbekannt. Theodolus findet sich auf mehreren alten Münzen; neben ihm der Teufel in untertägiger, demütiger Stellung. Der Teufel mit der Glocke ist auch auf Glocken gegossen und in Fenstern auf Glas gemalt. Bischof Theodul aber muß ein an Geist und Charakter bedeutender und glaubensstarker Mann gewesen sein; denn die Legende erzählt von ihm denkwürdige Taten. Eine solche ist die Verwandlung

des Wassers in süßen Wein, als in Sitten die Trauben erfroren waren. Martin Distelt hat diesen Vorgang in einem Bild dargestellt, das die „Schweiz“ im sechsten Jahrgang (1902) in der Distelinummer ihren Lesern vorgeführt hat. (Altes und neues aus der gelehrten Welt 1717).

* * *

2. Im Jahr 1663 war eine große schweizerische Gesandtschaft in Paris zur Beschwörung des Bündnisses mit Frankreich. Der Schwörort fand am 18. November genannten Jahres in der Notre-Dame statt und ist auf einem prächtigen Gobelins, der im Schweizerischen Landesmuseum zu Zürich zu sehen ist, dargestellt*. Dem Abschluß dieses Bündnisses gingen manche Kämpfe in der Eidgenossenschaft voraus; schließlich nahmen aber doch alle Orte, selbst Zürich, daran teil. In Paris erging es den Eidgenossen, die man zwar mit splendidien Gaftmählern sieterte, doch nicht am besten; sie mußten sich manche Erniedrigung gefallen lassen. Ein Zeitungsblatt meldete, die Schweizer seien erschienen, um dem König den Huldigungseid zu leisten. Dieser selbst aber, der ehrgeizige und gewalttätige Ludwig XIV., behielt bei der Eidleistung den Hut auf dem Kopf. Ferner, während die Gesandten einzeln die Verpflichtung feierlich aussprechen mußten, erwiderete ihnen der Monarch nur mit den kalten Worten: „Et moi j'en fais autant.“ Zur königlichen Tafel wurden die Boten nie geladen. Gelegentlich wurden sie gewahr, daß eine Schrift mit ihren Karikaturen verbreitet wurde. Man kann auch nicht sagen, daß der König sich nachher stark bemüht habe, die von ihm gegenüber der Eidgenossenschaft eingegangenen Verpflichtungen zu erfüllen. Nicht die geringste Kränkung erfuhren aber unsere Landsleute, als sie einmal über den Pont Neuf spazierten. Sie fanden da eine Affenbude, in der dreizehn Affen allerlei Künste verrichteten: sie waren in die Farben der ehemaligen XIII. Kantone gekleidet. Unsere Boten wurden dadurch so in Wut versetzt, daß sie die Affen in die Seine schwiesen und die Bude demolierten. (Gazette de Lausanne: Dimanche 1874). Einige der Gesandten stießen im Bild triumphierend oben auf der Brüstungsmauer der Brücke; andere werfen noch Bretter in den Fluß; neben ihnen jammert der Budenbesitzer und ringt die Hände. Die dreizehn Affelein aber schwimmen zum Teil noch in der Luft, zum Teil schwimmen sie im Fluß und suchen sich zu retten; einer klettert wie ein Maikäfer am Brückenpfeiler empor; alle tragen noch die Schweizermäntel, die Hüte haben einige bereits verloren.

Das Bildchen gehört zu den besten von Martin Usteri; kostlicher Humor kommt darin zum Ausdruck. Bemerkenswert ist auch die korrekte Zeichnung der Kostüme, worin Usteri besonders stark war.

C. E.



Bischof Theodul wird auf der ihm vom Papst geschenkten Glocke vom Teufel von Rom ins Wallis zurückgetragen.

Nach einer Zeichnung von Joh. Martin Usteri (1763-1827) im Besitz der Zürcher Kunstgesellschaft.

Sonnenhass.

Skizze von Hedwig Diehi-Bion, Bern.

Jahraus, jahrein saß die Näh-Marie an ihrem Fenster, durch das nie ein Sonnenstrahl fiel. Um ihr vergrämtes Gesicht schmiegte sich schlichtes braunes Haar, das schon von weißen

*) Der sog. „Allianzteppich“ ist wiedergegeben im zweiten Jahrgang unserer „Schweiz“ (1898) zw. S. 600 u. 601.